

87. 1917

193

Streiflichter auf Italiens Haltung im August 1914.

Vom Geheimen Räte Dr. Karl Freiherrn v. Machiv.
R. u. k. Botschafter a. D.

Wien, 7. April.

Alle Welt hatte das Gefühl der Befreiung, als in den letzten Julitagen 1914 nach Serbiens ablehnender Antwort nichts anderes übrig blieb, als den Fehdehandschuh aufzunehmen.

Es war das erste Aufflammen jener uns selbst so wenig bekannten inneren Kräfte, jenes unverwundlichen Willens zum Leben, den die Monarchie seither tausendmal bewährte, als damals — unbekümmert um alles, was daraus folgen konnte — in Wien und in der Provinz die patriotischen Empfindungen der Massen losbrachen und der Welt zeigten, wo auch unsere Langmut ihre Grenzen findet.

Diese Stimmung wuchs mit dem Widerhall, den sie im ganzen Deutschen Reiche fand und machte sich in zahllosen Kundgebungen Luft. Sie zeigte im Spiegel der Volkseele den tiefen Grund, in dem das österreichisch-ungarisch-deutsche Bündnis verankert ist.

Jedermann fand es daher nur natürlich, wenn neben der Volkshymne stets auch die Töne des „Heil Dir im Siegerkranz“ erklangen.

Aber auch dem Dreibund wollte man Rechnung tragen. Konnte doch der gerade Sinn des Wieners — wenn ihm vielleicht auch Italien gegenüber gemüthliche Regungen ferner lagen — es nicht anders als natürlich empfinden, wenn der Dritte im Bunde, nach dem unerhört aggressiven Verhalten Serbiens, nach dem immer offenkundigeren Schutz, der diesem von der Rewa zuteil wurde, sich bemüht zu sehen mußte, an der Seite des Bundesbruders in der Arena zu erscheinen.

Diesem instinktiven Drange, des Dreibundes nicht zu vergessen, entsprang wohl die ungewohnte Erscheinung, daß hier damals auch die „Marcia reale“, die italienische Königshymne, erklang und vom Publikum stehend angehört, wohl auch bejubelt wurde.

Ich erinnere mich, selbst einer solchen Szene mit Mißbehagen an einem Tage beigewohnt zu haben, wo mir über die Frage, ob wir diesen merkwürdigen Verbündeten an unserer Seite sehen würden, schon kaum mehr Zweifel gestattet waren.

Zimmerhin, es gab so manches, was sich zugunsten einer wenigstens vorläufigen Neutralität Italiens anführen ließ, vieles, was dieses selbst zur Erklärung anzuführen wußte. Darunter schien der Hinweis auf ein durch die Erfordernisse des libyschen Feldzuges noch desorganisiertes Heer bei weitem am plausibelsten.

Und konnte man sich der Erwägung verschließen, daß von einer aktiven Kooperation eines widerwilligen Mitstreiters nichts Ersprießliches zu erwarten sei, vielmehr auf eine Kette von Unannehmlichkeiten, ja Behinderungen mit Sicherheit zu zählen wäre; praktisch gedacht konnte also, als endlich Italiens Neutralitätserklärung vorlag, darin eher eine Erleichterung als eine Enttäuschung erblickt werden.

Etwas anderes war es, zu erkennen, ob diese Neutralität sich als eine wohlwollende herausstellen würde oder

nicht; denn erstere konnte ja schon durch Bindung einer größeren französischen Truppenmacht sowie durch die Möglichkeit, unsere Grenzgebiete von Soldaten zu entblößen, den Mittelmächten genug Vorteile bieten.

Diese Zweifel schienen mir lange nicht behoben, als ich, am 12. August 1914, plötzlich zur Vertretung der k. u. k. Monarchie in Rom berufen, meine Reise dahin antrat. Manche kleine, aber bedeutungsvolle Reminiszenzen an diese Reise, welche die politische Lage blickartig beleuchteten, mögen hier erzählt werden.

Schon als ich den zur Reise an die Grenze im Wiener Südbahnhof bereitstehenden Zug besteigen wollte, wurde mir eine Ueberraschung zuteil; ich sollte den italienischen Journalisten Franko Caburri, G. Ganda und einigen anderen, welchen der hiesige Boden im Gefühle ihrer Auffassung von den durch die lange genossene Gastfreundschaft entstehenden Pflichten zu heiß geworden war, Gelegenheit bieten, unter meinem Schutze in ihre Heimat zurückzukehren. Wie diese Herren sich für das Bestreben, ihnen die Heimreise zu erleichtern, erkenntlich zeigten, ist jedem bekannt, welcher die italienischen Pressetreiberien und Kriegshetzeien in den ersten Monaten des Weltkrieges zu verfolgen in den Lage war.

Nach vierundzwanzigstündiger Fahrt erreichte ich die Grenzstation Pontafel, wo sich ein italienischer Gendarmerieoffizier mit dem Auftrage bei mir meldete, mir als eine Art Ehrengeleite zu dienen. Zu ihm gesellten sich unauffällig zivile Funktionäre, denen die Sorge, mich vor jeder Unannehmlichkeit zu bewahren, anvertraut war und die unter dem Titel steter Dienstbereitschaft in den mein Coupé umgebenden Wagenabteilen verteilt waren. So ging die Fahrt über die Grenze und, in der Tat, nichts war der Sorgfalt vergleichbar, mit der die „befreundete“ Regierung die Hinreise des Vertreters der verbündeten Macht zu umgeben bestrebt war.

Sie vermochte indes nicht zu verhindern, daß ich ein ungewöhnlich reges militärisches Leben in allen Stationen wahrnehmen konnte. In Udine erwarteten mich der Präsekt und der Gendarmeriekommandant der Provinz, welche während eines längeren Aufenthaltes meine steten Begleiter waren und es an Versicherungen nicht fehlen ließen, daß die Beziehungen unserer Grenzbehörden die allerbesten und freundschaftlichsten seien, daß den italienischen Behörden nichts mehr am Herzen liege, als im Sinne der weiteren Ausgestaltung zu wirken.

Ein größeres Maß von Aufmerksamkeit konnte man wahrlich nicht verlangen. Allein — man merkte die Absicht und ward verstimmt!

Je weiter wir uns von den Grenzgegenden entfernten, desto mehr nahm das Uebermaß der Fürsorge ab, und bei der Ankunft in Rom beschränkte sich das Interesse an meiner Person auf die ganz normale Begrüßung durch einen Funktionär der Consulta, des Auswärtigen Amtes.

Unter solchen Auspizien vollzog sich meine damalige Romfahrt. Was Wunder, daß dieselben — vielleicht nicht geschickt genug in Szene gesetzt — einem aufmerksamen Beobachter Stoff zu Betrachtungen geben mußten, welche nicht eben angetan waren, Vertrauensseligkeit zu entwickeln. Diese Eindrücke bildeten für meine nachmaligen, wenn auch noch so korrekt liebenswürdigen Beziehungen zur italienischen Regierung einen Untergrund, den ich nicht mehr vergessen konnte und der mir auf allen Stationen meines römischen Leidensweges als treuer Wegweiser diente.

Auf die Frage nach dem Charakter der italienischen Neutralität war damit von vornherein, trotz so vieler gegenteiliger Annahmen, ein grolles Licht gefallen, welches auch die staatskluge, mit unleugbarem Geschick in dieser kritischen

Zeit operierende Persönlichkeit des so bald verstorbenen Marchese di San Giuliano nicht mehr zu verwischen vermochte.

Wie in so vielen Dingen können auch in der Politik scheinbar kleinliche Begebenheiten Bedeutung bei Beurteilung großer Fragen erlangen.